

---

## Norbert Hummelt

---

Norbert Hummelt, geboren am 30. 12. 1962 in Neuss am Rhein, ist am Niederrhein aufgewachsen. Zwischen 1983 und 1990 studierte er Anglistik und Germanistik in Köln und schloss dieses Studium mit dem 1. Staatsexamen ab. Erste literarische Texte entstanden seit 1984, erste Gedichte seit 1986. Seit 1984 journalistische Tätigkeiten für verschiedene Zeitungen und Rundfunkanstalten. Essays und Reportagen v.a. für „TEXT+KRITIK“, „Frankfurter Rundschau“ und „Neue Zürcher Zeitung“. Von 1988 bis 1992 Leitung der Autorenwerkstatt der Universität Köln. Seit 1991 freier Schriftsteller. 1993 erschien der erste Gedichtband „knackige codes“. Seit Ende der 1990er Jahre entstanden zahlreiche Essays und Features zur Literaturgeschichte und Poetik, außerdem zahlreiche Übersetzungen, vorwiegend aus dem Englischen. Er gab u.a. die Werke von W.B. Yeats heraus und übertrug T.S. Eliots Gedicht „The Waste Land“ neu ins Deutsche. Seit 2002 unterrichtete er wiederholt als Gastprofessor am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Nach langen Jahren in Köln und Umgebung zog er 2006 nach Berlin.

---

\* 30. Dezember 1962

---

von Michael Braun

---

## Preise

Stand: 15.07.2018

Preise: NRW-Förderpreis Literatur (1995); Rolf-Dieter-Brinkmann-Preis (1996); Autorenförderung der Stiftung Niedersachsen (1997); Mondseer Lyrikpreis (1998); Arbeitsstipendium des Deutschen Literaturfonds (1998); Hermann-Lenz-Stipendium (2000); New-York-Stipendium des Deutschen Literaturfonds (2001); Arbeitsstipendium Deutscher Literaturfonds (2003); Fellowship der Raketenstation Hombroich (2005); Niederrheinischer Literaturpreis der Stadt Krefeld (2007); Hölty-Preis für Lyrik (2018); Rainer-Malkowski-Preis (2020, mit Anja Kampmann).

---

## Essay

Stand: 01.03.2014

Große Dichter der Avantgarde, so bemerkte Theodor W. Adorno in seinen „Noten zur Literatur“, müssen sich nicht immer wieder zwanghaft ihre Wut auf die Vorfahren bestätigen, um deren Bann zu entrinnen. Anstatt auf der radikalen Differenz zur poetischen Tradition zu insistieren, versuchen die genuinen Avantgardisten die Tradition „als ihresgleichen wahrzunehmen“, wissen sie doch um ihre Wahlverwandtschaft zu jener Vergangenheit, die sie zu überwinden trachten. Das schneidende Verdikt: „Das geht nicht mehr“, das so mancher Neutöner im späten 20. Jahrhundert der lyrischen Tradition entgegenschleuderte, hat sich denn auch in der poetischen Praxis durchweg blamiert.

---

Im Versuch der emphatischen Rückgewinnung poetischer Tradition ist kaum ein Dichter der Gegenwart einen so konsequenten Weg gegangen wie der Lyriker Norbert Hummelt. In seinem Gedichtband „singtrieb“ (1997) hat er sich den Sehnsuchtston von Eichendorffs Romantik anverwandelt; in späteren Bänden öffnet sich Hummelt den poetischen Resonanzen Stefan Georges, indem er dessen poetischen Absolutismus der „reinen Sprache“ in eine zeitgenössische Gedichtsprache übersetzt. Das darf man eine außergewöhnliche Metamorphose nennen. Denn Hummelt hat ursprünglich als experimentier- und parodierfreudiger Autor im Umfeld der ironischen Sprachzertrümmerer Thomas Kling und Marcel Beyer begonnen. In seinem Debütband mit dem programmatischen Titel „knackige codes“ (1993) mixte und montierte er „Pick-Ups“ aus den Sprachfetzen des Kommunikationsalltags und unterzog die Verse der großen Koryphäen Benn, George und Eichendorff einer ironischen Kontrafaktur. Ein lyrisches Kunstwerk konnte es hier nur im Zustand der Beschädigung geben, nachdem der Dichter alles dafür getan hatte, das Sprachmaterial neu zu codieren, grammatisch umzugruppieren und seiner mythischen Reste zu entkleiden.

Aber bereits in seinem zweiten Band „singtrieb“ (1997) vollzog Hummelt eine poetische Selbstkorrektur und besann sich auf die alten Suggestionstechniken der Dichtung, auf den Anklingszauber in „kreuzreim“, „bukolischem sonett“ und „arkadischem abgesang“. Auf einer dem „singtrieb“-Band beigefügten CD geht er das Wagnis ein, Eichendorffs legendäres Gedicht „Sehnsucht“ singend zu rezitieren: „Es schienen so golden die Sterne, / Am Fenster ich einsam stand, / Und hörte aus weiter Ferne / Ein Posthorn im stillen Land.“

Von diesem so mutigen wie riskanten Projekt, den Habitus des romantischen Sängers für die Gegenwart zu retten, hat Hummelt auch im Gedichtband „Zeichen im Schnee“ (2001) nicht abgelassen. Für die Verheißung von zaubrischer Natur, von Ferne und offener Unendlichkeit, die in Eichendorffs „Sehnsucht“ dem Einsamen mit Erlösung winkt, hat er hier nach zeitgemäßerer Figurationen gesucht. George und Benn werden wie in den „knackigen codes“ als Bezugsfiguren aufgerufen: Der „Meister“ in einer Metamorphose als armseliger Landstreicher, der vor einem Edeka-Geschäft eingeschlummert ist; der tote Benn beim Spaziergang über den Dahlemer Waldfriedhof. Aber das geschieht nicht mehr in der Absicht ironischer Distanzierung, sondern im Bewusstsein einer sympathetischen Annäherung.

So geht Norbert Hummelt in diesen neoromantischen Gedichten „auf augenhöhe allein mit den dingen“ – und versucht im innigen Schauen auf die Gegenstände ihr Geheimnis aufblitzen zu lassen. Hier hat der Dichter all jene Phänomene der Natur und der Alltagswelt versammelt, die seit je für romantisch und geheimnisvoll gelten: die Nacht, den Wind, den „ersten Schnee“, die vegetabilische Welt der Bäume, Blumen und Früchte – und vor allem die „Luftgeschöpfe“ als Kuriere des Glücks oder des Unheils. Der einsame Dichter steht wieder am Fenster, und es widerfahren ihm beim Blick nach draußen beglückende Epiphanien. Und wie bei Eichendorff liegt die poetische Wunschlandschaft „still“ da, aufgerührt nur von den leisen Geräuschen und wundersamen Geschöpfen, die diesen Landstrich durchstreifen.

All die Natur-Dinge, die hier als Sehnsuchtszeichen aufscheinen dürfen, weisen als „stiller träger der erinnerung“ in die Kindheit, das letzte Refugium

des Dichters. Damit die Idylle nicht in falscher Harmonie und Selbstbeseligung entschlummert, hat Hummelt den Raum seiner Gedichte mit beunruhigenden Verfallsbildern markiert. Natur ist auch hier nur als beschädigte oder irreversibel zerstörte zu haben. Wenn sich der Blick auf den „weiten, unbestirnten himmel“ und „die vielen wildgemachten düstern tauben“ richtet, dann verweisen im selben Gedicht die „warmen fastfood-reste“ und „u-bahnschächte“ darauf, dass auch diese neuromantische Poesie kein Paradies mehr kennt.

„Das Romantische“, hat Hummelt in einem seiner poetologischen Exkurse ausgeführt, „ist eine Weise, die Dinge anzusehen als könnten sie unseren Blick erwidern.“ („Romantisches Deutschland. Eine Podiumsdiskussion“, in: „Kunst ist Übertreibung. Wolfenbütteler Lehrstücke zum Zweiten Buch“, 2003) Auf welchen poetischen Fundamenten er dabei steht, hat der Autor später in seiner umfassenden Standortbestimmung „Wie Gedichte entstehen“ (2009) erläutert. Seine Autorschaft verknüpft Hummelt dort mit einer biografischen Urszene: mit dem frühen Tod seines Vaters. Dieser Tod wie auch der Umstand, dass er seinen Vater bis heute vermisst, hätten sein Verständnis vom Gedichteschreiben und dessen Notwendigkeit geformt: „Es soll das Abgesunkene und das Vergangene, das weit Entfernte und das Verlorene wieder heranholen und gegenwärtig machen, in den sinnlichen Formen von Bild und Klang.“ Das Gedicht solle auch das immer nur im Augenblick Gegenwärtige, die Menschen und die Dinge, die Luft und das Licht, Gedanken und Gefühle in Worte verwandeln und sie so im Bewusstsein dauerhaft anwesend halten, „wenn auch hinter der Glasscheibe der Sprache, wenn auch nur für die Dauer des Gedichts“.

Die Gedichte selbst, die subtil und oft fast unmerklich in jambischen Metren und lockeren Binnenreimen organisiert sind, wenden sich folgerichtig dem Ephemeren zu: den kleinen magischen „glücksstoffen“ der Kindheit und „fluchtpunkten“ der Natur. In den Kindheitsgedichten des Bandes „Zeichen im Schnee“ heftet sich die Erinnerung an „das Glück der nahen Dinge“ (Adorno): an die Schattenmorellen der sterbenden Großmutter, an den Braeburn-Apfel, die Kirsche oder die schokoladenummantelte Erdnusssüßigkeit „treets“, die das Kind verzehrt. In den Naturgedichten erscheinen verschiedene Vögel als poetische Wappentiere des Dichters: Bevölkert wird seine lyrische Voliere von verschiedenen Amseln und Tauben, von Rotkehlchen, Drosseln, Schwalben und Turmfalken, nicht zuletzt von einer Nachtigall und einem Sittich, der schon im Band „singtrieb“ auftauchte. Nicht zufällig wird das Buch auch von einer Hölderlin-Sentenz eröffnet, die, in intrikatem Doppelsinn, einen „ernsten vogel“ beschwört und den hohen Ton der Hummelt-Gedichte präludiert: „unter dem strauche saß ein ernster vogel / gesanglos“. Wenn der Dichter dann seine poetische Vogelschrift entsiegelt, arbeitet er häufig mit Hell-Dunkel-Kontrasten. Vor allem aus der Farbe Weiß gewinnt er seine Bildideen, jener Grundfarbe der modernen Dichtung, die in ihrer Vieldeutigkeit schon Stefan George und Stéphane Mallarmé fasziniert hat.

Im famosen Gedicht „jenaer glas“ wird das Weiß schließlich zur Zentralfarbe der menschlichen Existenz. Wie zwei, drei weitere Texte des Bandes vollzieht dieses fein rhythmisierte Gedicht eine „kleine regression“ ins früheste Stadium des Lebens: in jene Welt des Ungeschiedenen, da das Neugeborene noch kein Innen und Außen, kein Ich und kein Du, keine Zeit und keine Dauer, sondern nur den Augenblick kennt. Dieser Augenblick ist erfüllt von

Farbwahrnehmungen, von der Gestalt der Mutter, und von der Glasflasche, aus der das Baby die Leben spendende Milch saugt. Und über allem liegt die Farbe Weiß: „zwei farben, beide weiß: die arme, die ihn vor / das fenster hielten. in dieser frühe schien / noch nichts getrennt, denn in dem sogenannten / draußen da war gar nichts anderes als eben / dieses weiß.“ So hebt dieses Gedicht an, und es führt mit kleinen rhythmischen Verzögerungstechniken, mit Wiederholungen, Parenthesen und Fragen, durch sein Terrain, das Erwachen des Lebens. Erst am Ende, nach einer Reihe von Bildern, die semantisch in der Schwebelage gehalten werden, setzt wieder die Reflexion des lyrischen Subjekts ein, das erinnernd zurückblickt auf die ersten Tage in der Daseinsfrühe: „in diesen kopf hinein ging nur / die eine schwelle: die sich nicht schließen / kann, die fontanelle. u. war noch lange lange / noch nicht kontinent. das lichtbild aber, später / später, es zeigt es zeigt doch nur die art des glases / an, das ihm gehalten wurde. u. er zog daran. u. / die substanz war fühlbar weiß, u. sie ergoss sich / langsam langsam in das ichgefäß, das noch ganz / unbestimmte, doch es war groß u. es war existent.“

Die Wirkungskraft romantischer Bildlichkeit wird von Hummelt auch im nachfolgenden Band „Stille Quellen“ (2004) emphatisch vergegenwärtigt. Als ein Zentralmotiv figuriert hier der „Mönch am Meer“, ein berühmtes Gemälde des romantischen Malers Caspar David Friedrich, das durch seine etwas plakative Symbolik irritiert. Auf diesem Bild ist eine einsame Gestalt zu sehen, weit draußen an der Küste eines Meeres, völlig verloren vor dem gigantischen Wolken- und Nebelpanorama des Himmels. Dabei weiß Hummelt, dass sich mittlerweile zu viele Trivialmythen an die Bilder eines Caspar David Friedrich angelagert haben, als dass sie noch vorbehaltlos-identifikatorisch heraufbeschworen werden könnten. Dennoch versteht er es auch hier, die Legitimität seines innigen Verhältnisses zur romantischen Tradition poetisch zu beglaubigen. Da wird in einem Gedicht „das glück bei eichendorff“ besungen, an anderer Stelle wird ein programmatisches Bekenntnis zum Dichter des Heimwehs abgelegt: „ein vers von eichendorff hat mich noch nie betrogen“. Aber auch bei der Begegnung mit den Bildern Caspar David Friedrichs trifft das Romantische auf das Profan-Alltägliche. Wenn sich Hummelts lyrisches Ich ins Museum begibt, um sich dem Bild von Friedrich anzuvertrauen, dann ist da sofort ein Störgeräusch, das den magischen Moment der Begegnung konterkariert. Das Rieselgeräusch eines Luftbefeuchtungsapparats und die ästhetische Erfahrung eines Kunstwerks fallen im Gedicht „anderswo“ zusammen: „ich weiß, es ist nur die luftbefeuchtung / das stete rieseln in den räumen hier, doch / hör ich es anderswo unentwegt rauschen, / das kommt von dem bild da, / der mönch / am meer. Noch nie zuvor von so nahe / gesehen. Was ist das, der dreht sich ja fast / zu mir her. Das ist wohl die leinwand, die / langsam verwittert. Ein / haarriß, der unter der / farbe sich rührt. Fast unheimlich brüchiger / pinselstrich. Am dunklen gestade allein steh ich.“

Der Romantiker, das zeigt das Gedicht „anderswo“, kann dem profanen Alltag nicht entkommen. Das „Glück der nahen Dinge“, das so typisch ist für romantische Dichtung, ist bei Hummelt stets doppelwertig und ambivalent. Immer wieder sind es unspektakuläre Details und einfache Alltagsgegenstände, die sich dem romantisch Schönen und der hehren Kunsterfahrung in den Weg stellen. In einem Essay hat Hummelt darauf hingewiesen, dass auch im Titel seines Gedichtbuchs, der ein bisschen sentimental tönt, diese profane Dimension mitschwingt („Zu den Quellen. Eine poetische Rückkehr zu den Erstbegegnungen mit den Dingen“, in: „Wohin geht

das Gedicht“, hg. von Roman Bucheli, 2006). Denn der Titel „Stille Quellen“ meint nicht nur die Orte der Ursprünglichkeit und der Kindheit, an denen sich die Erstbegegnungen mit den Dingen vollziehen. Es geht auch ganz wörtlich um Plätze, an denen Wasser oder Öl aus der Erde tritt, und nicht zuletzt auch um den „Quelle“-Katalog, das verheißungsvolle Wunderwerk aus Kindertagen. Die „stillen Quellen“, aus denen Norbert Hummelts Gedichten ein poetisches Erfahrungswissen zufließt, sind meist im rheinischen Raum lokalisiert. „rheinprovinz“ ist denn auch das zweite Kapitel dieses Gedichtbuches überschrieben, das z.B. in einer „woppenrother elegie“ oder einer „neusser radierung“ die verlorene Zeit der Kindheit aufsucht. In diesen Kindheitsgedichten, die vom Verlust der Dinge, aber auch vom Schmerz über den Tod geliebter Menschen handeln, sind die sinnlichen Erscheinungen und Alltagsphänomene sehr zart und sehr inständig benannt. Die Gestalt des toten Vaters taucht auf, einige poetische Reminiszenzen gelten auch der geliebten Mutter. Es sind Gedichte, die sich mit melancholischer Hellsicht in eine Welt der Vergänglichkeiten und verlorenen Paradiese versenken. In diesen Texten spricht ein Ich, das sich bevorzugt in den unbefestigten Bezirken zwischen Schlaf, Traum und Wachzustand aufhält. Es ist ein Ich in den Zonen des Dämmerns und der Trance, das sich, wie es an einer Stelle heißt, „innerlich den hellen Bildern“ hingibt. Und dabei auf eine religiöse Erfahrung trifft.

„Gedichte sind Religionen“, hat der australische Weltpoet Les Murray einmal gesagt – und Norbert Hummelt folgt dieser Erkenntnis dann in seinem Lyrikbuch „Totentanz“ (2007) auf ostentative Weise – indem er in den Gedichten poetische Tuchfühlung mit dem innersten Kern religiöser Erfahrung aufnimmt und die Ingredienzien seiner katholischen Herkunft mit einer poetischen Aura ausstattet. In einer poetologischen Notiz erinnert Hummelt zudem an die von Novalis behauptete Wesensverwandtschaft von Dichtern und Priestern. Dass dieser Hinweis auch als ästhetisches Bekenntnis *pro domo* verstanden werden muss, zeigen die Gedichte in „Totentanz“. Es sind lyrische Texte, die sich – nicht nur im Eröffnungsgedicht – „in Rufweite zu Gott“ ansiedeln. Man kann sehr genau die Lichtverhältnisse dieser Gedichte bestimmen: Es ist ein warmer Schein, ein begütigendes Glimmen, das auf allen Gegenständen und Schauplätzen dieser Verse liegt. Ein mildes Leuchten also in romantischer Tradition, das zunächst von den Lichtern auf einem Friedhof herrührt, den das lyrische Ich auf der Suche nach den „lieben Toten“ betritt. Das lyrische Totengespräch und die Reflexion auf die letzten Dinge werden hier zu Leitmotiven in einem Gedichtbuch, das sich zurückzieht auf Epiphanien der Stille.

Das Gespräch mit den „lieben Toten“, das im Eröffnungsgedicht „allerheiligen“ beginnt, weitet sich in den fünf Kapiteln des Bandes aus zu einer anrührenden Sprache der Sterblichkeit. Hummelt evoziert „viele zarte Wunder“, die sich in der Begegnung mit geliebten Menschen und den Realien der Kindheit einstellen. Immer wieder, ob beim Gang über den Friedhof, beim Besichtigen des leer geräumten Elternhauses oder bei der Rückkehr in die rheinländische Herkunftslandschaft tauchen die Gestalten des früh verstorbenen Vaters und der toten Mutter auf. An ihren intensivsten Stellen wird eine Durchlässigkeit zwischen den Sphären der Toten und der Lebenden hergestellt. Ein ganzer Zyklus setzt sich, in essayistischer und liedhafter Kontrafaktur, mit dem alten Volkslied aus dem 17. Jahrhundert „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod“ auseinander.

Aber man findet auch die Gegenbewegung zum Totengespräch, die emphatische Vergewisserung der goetheschen Formel „Stirb und Werde“. In einigen Gedichten ist von der Sorge um ein Kleinkind die Rede. Das sind Szenen intimster Nähe, die ein Versprechen auf Zukunft enthalten. Ob nun beim Wandern in der niederrheinischen Provinz, auf Reisen nach Irland oder während kleiner Atempausen in der Metropole – stets widerfahren dem lyrischen Subjekt überwältigende Naturerfahrungen, die zugleich Zeichen eines religiösen Affiziertseins sind. Das Blühen der Mandelbäume, das Aufleuchten der Magnolien, die „tiefe Bläue“ des Sternenhimmels – all diese Insignien einer romantisch unversehrten Natur werden aufgerufen und öffnen die Räume der Erinnerung. Wenn in einem Gedicht das Sterben des polnischen Papstes mit der Erfahrung der Bibellektüre zusammengebracht wird, dann ist das ein Zeichen einer christlichen Confessio, die in der deutschsprachigen Lyrik ausgestorben schien. Hummelts „Totentanz“ ist insgesamt eine selbstbewusste christliche Herausforderung der ernüchterten Moderne.

Als Provokation des poetischen Zeitgeists lässt sich der Band „Pans Stunde“ (2011) lesen, der in gewisser Weise an Motive des literarischen Jugendstils anschließt. 1895 hatten Otto Julius Bierbaum und Richard Dehmel mit großem Aplomb die exklusive Literaturzeitschrift „Pan“ gegründet, das Zentralorgan des literarischen Jugendstils. Der junge Stefan George hatte für die Gründer der Zeitschrift damals nur Verachtung übrig, spielte gleichwohl mit dem Gedanken, in dieser einflussreichen Zeitschrift zu publizieren. Er blieb jedoch auf Abstand und legte kurz darauf mit seinem Band „Das Jahr der Seele“ den wirkungsmächtigsten Gedichtband der Jahrhundertwende vor.

Von dieser poesiehistorischen Konstellation kann nicht absehen, wer sich mit „Pans Stunde“ auseinandersetzt, ein Band, der diese mythologische Gestalt des sich träumerisch dem Müßiggang hingebenden Hirtengotts ins Zentrum rückt: „pans stunde“. Das Eröffnungsgedicht und das Schlussgedicht des Bandes beschwören den Augenblick der schockhaften Selbstbegegnung, den epiphanischen Moment, in dem Selbsterkenntnis und Vergänglichkeitsgewissheit zusammenfallen. Für diese Szene steht der bocksfüßige Hirtengott in diesen Gedichten gleichsam Modell, zeigt uns Hummelt doch den Pan in einer Mußestunde, da die Zeit stillsteht, einem bedrohlichen Ausnahmezustand.

Bereits in der zweiten Zeile des Titelgedichts taucht eine Vokabel auf, die als ästhetische Maxime gelesen werden darf: das Wort „anmutig“. Es benennt die ästhetischen Intentionen des Autors, die zarte Gestik und das sanfte Fluktuieren seiner Langzeilen. Norbert Hummelt schreibt Gedichte, die ihren Stoff aus flüchtigen Alltagsmomenten gewinnen, aus dem Wechselspiel von Licht und Schatten, aus den hier animistisch verstandenen Zeichen der Natur und der Jahreszeiten. Es gehört zur Kühnheit dieses poetischen Ansatzes, dass der Autor wiederholt mit starken Reminiszenzen an das Werk Stefan Georges arbeitet. Nicht zufällig findet sich in „Pans Stunde“ das Gedicht „das jahr der seele“, das in innigen melancholischen Sequenzen die Geschichte einer Trennung evoziert.

Bis zu seinem Band „Stille Quellen“ war für Hummelt das Werk Joseph von Eichendorffs die primäre Referenz. Für „Pans Stunde“ gilt nun eher ein Wort Stefan Georges, das dieser einst seinen „Büchern der Hirten- und Preisgedichte“ voranstellte. Seine Gedichte, so George, „enthielten die

spiegelungen einer seele, die vorübergehend in andere zeiten und örtlichkeiten geflohen ist“. Einige dieser Örtlichkeiten sind aus den vorangegangenen Bänden Hummelts bekannt: die Herkunftslandschaft des Niederrheins, die Eifel, die Lebenswelten in Köln und Berlin. In vielen Gedichten sehen wir ein schlafloses Subjekt, das sich, geplagt von den Heimsuchungen des „Nachtmahrs“, in den Zonen des Dämmerns und der Trance bewegt. Die Gedichte, die zu einer sinnlichen Sprache der Sterblichkeit finden, erweisen sich als die substanziellsten Texte des Buches: ein ergreifendes Gedicht über die Todesahnung einer verzweifelten Frau und die intensiven Vater-Gedichte, die als randscharfe Erinnerungsfotografien daherkommen.

„Pans Stunde“ ist ein elegisches Buch der Erinnerung: an das unwiederbringlich Verlorene, an Urszenen des Lebens. Der Mut Norbert Hummelts, eine „anmutige“ Gedichtsprache zu wählen, die vom liedhaften Ton des frühen Stefan George und den Sehnsuchtsgesängen des „rauschbereiten“ Gottfried Benn inspiriert ist, wird die auf absolute Modernität gestimmte Lyrik-Community unserer Tage nachhaltig irritieren.

---

## Primärliteratur

Stand: 01.06.2022

„knackige codes“. Gedichte. Berlin (Galrev) 1993.

„singtrieb“. Gedichte. Mit 1 CD. Weil am Rhein u.a. (Engeler) 1997.

„Zeichen im Schnee“. Gedichte. München (Luchterhand) 2001. (= Sammlung Luchterhand 2005).

„Bildstock“. Gedichte. Mit Fotos. Hasselbach (Kunstverein Hasselbach) 2003.

„Stille Quellen“. Gedichte. München (Luchterhand) 2004. (= Sammlung Luchterhand 2074).

„Totentanz“. Gedichte. München (Luchterhand) 2007. (= Sammlung Luchterhand 2109).

„Im stillen Haus. Wo Hermann Lenz in München schrieb“. München (Allitera) 2009.

„Wie Gedichte entstehen“. Zusammen mit Klaus Siblewski. München (Luchterhand) 2009. (= Sammlung Luchterhand 62166).

„Pans Stunde“. Gedichte. München (Luchterhand) 2011.

Rolf Persch: „Abschied nehme ich schon immer. Gedichte“. Hg. von Norbert Hummelt. Köln (Sprungturm) 2016.

„Fegefeuer. Gedichte“. München (Luchterhand) 2016.

„Der Atlas der Erinnerung“. Wädenswil (Nimbus) 2018.

„Sonnengesang. Gedichte“. München (Luchterhand) 2020.

„1922. Wunderjahr der Worte“. München (Luchterhand) 2022.

---

## Übersetzungen

Stand: 01.09.2016

Inger Christensen: „Das Schmetterlingstal. Ein Requiem“. In: Schreibheft. 1999. H.52. S.15–22.

T.S. Eliot: „Four Quartets“. In: Schreibheft. 2006. H.66. S.5–29.

William Wordsworth: „Lines“. In: Castrum Peregrini. 2006. H.273.

T.S. Eliot: „The Waste Land / Das öde Land“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2008.

**T.S. Eliot:** „Vier Quartette / Four Quartets“. Übertragung und Nachwort von Norbert Hummelt. Berlin (Suhrkamp) 2015. (= Bibliothek Suhrkamp 1493).

**Bela Chekurishvili:** „Wir, die Apfelbäume. Gedichte“. Nach Interlinearversionen von Tengiz Khachapuridze aus dem Georgischen von Norbert Hummelt. Heidelberg (Das Wunderhorn) 2016.

Bela Chekurishvili: „Das Kettenkarussell. Gedichte“. Nachdichtung von Norbert Hummelt. Nach Interlinearversionen von Lika Kevlishvili und Nana Tchigladze. Heidelberg (Wunderhorn) 2021.

---

## Film

Stand: 01.03.2014

„Das Abenteuer Sprechfolter“. Mit Marcel Beyer. 1990.

---

## Rundfunk

Stand: 01.03.2014

„Lyrik aus Leipzig“. Südwestrundfunk. 2003.

„Der Weißdorn vor dem Rosenhaus. Über die Liebe bei Stifter und Proust“. Südwestrundfunk. 2004.

„Stimme in der Wüste. T.S. Eliot und die moderne Welt“. Südwestrundfunk. 2004.

„Wenn ich heut nicht deinen Leib berühre. Annäherung an Stefan George“. Südwestrundfunk. 2004.

„Der träumerische Mann der Tat“. Südwestrundfunk. 2005.

„Allein den Betern kann es noch gelingen“. Südwestrundfunk. 2006.

„Dann versteh ich den Marmor erst recht. Goethe als Lyriker“. Südwestrundfunk. 2007.

„Hör ich das Mühlrad gehen“. Südwestrundfunk. 2007.

„Droben unterm Dach willst du allein sein. Der Schriftsteller Hermann Lenz“. Südwestrundfunk. 2008.

„Quellenkunde. Wie Gedichte entstehen“. Südwestrundfunk. 2008.

„Um ein Gedicht zu machen habe ich nichts. Ernst Jandls Spätwerk“. Südwestrundfunk. 2010.

„Benn Berlin Bozener Straße“. Südwestrundfunk. 2011.

„Sprich nicht immer von dem laub. Der Dichter Stefan George“. Westdeutscher Rundfunk. 2011.

---

## Tonträger

Stand: 01.03.2014

„Ohratorium“. Mit Marcel Beyer. 1987.

---

## Sekundärliteratur

Stand: 01.06.2022

- Bartens, Gisela:** „Knackige Codes‘ im Textcafé“. In: Kleine Zeitung, 28. 1. 1994.
- Bartens, Gisela:** „Präziser Textapparat. Die Texter Beyer und Hummelt“. In: Kleine Zeitung, 29. 6. 1995. (Zu: „knackige codes“).
- Wichner, Ernest:** „In eine stille Gegend“. In: Basler Zeitung, 28. 11. 1997. (Zu: „singtrieb“).
- Moser, Samuel:** „Küsse sind Sätze. Zu ‚Compact-Büchern‘ von Birgit Kempker und Norbert Hummelt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.2./1. 3. 1998.
- Bormann, Alexander von:** „Verdünnte Stimmen. In: die horen. 1998. H.192. S.205f. (Zu: „singtrieb“).
- Siblewski, Klaus:** „Was sich reimt, wird gegessen“. Einige prinzipielle Überlegungen im Anschluß an Norbert Hummelts (neue) Gedichte“. In: manuskripte. 1999. H.143. S.88–90.
- Ortheil, Hanns-Josef:** „Ortheils Taschenbücher“. In: Die Welt, 31.3.2001. (Zu: „zeichen im schnee“).
- Erenz, Benedikt:** „Der Stadtschreiber von Vineta“. In: Die Zeit, 11.4.2001. (Zu: „zeichen im schnee“).
- Schneiberg, Judith:** „„ich bin mein eigener vogel mimikry“. Unentschiedene Gedichte von Norbert Hummelt“. In: literaturkritik.de, 8. 7. 2001. (Zu: „zeichen im schnee“).
- Wartusch, Rüdiger:** „Alle Vögel sind schon da. Dynamisch, musikalisch und nicht immer ganz ernst gemeint: Norbert Hummelts dritter Gedichtband ‚zeichen im schnee‘ singt ein Lied von der Jugend“. In: Frankfurter Rundschau, 28.7.2001.
- Cramer, Sibylle:** „„das unbewusste der blockschokolade“. Norbert Hummelts Kindheitsgedichte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.8.2001. (Zu: „zeichen im schnee“).
- Braun, Michael:** „Die Substanz war fühlbar weiß. Auf Augenhöhe allein mit den Dingen“. In: der Freitag, 28.9.2001. (Zu: „zeichen im schnee“).
- Hartung, Harald:** „Kaspar Hausers Unterhose. Buchstabenknie: Lyrik von Ulrike Draesner und Norbert Hummelt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 10. 2001. (U. a. zu: „zeichen im schnee“).
- Kiefer, Sebastian:** „Seele, Soma, Sema. Ulrike Draesner und Norbert Hummelt in der Sammlung Luchterhand“. In: Neue Deutsche Literatur. 2001. H.6. S.171–179.
- Hartung, Harald:** „Sprudelsee, Eichendorff und Rheinprovinz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.3.2004. (Zu: „Stille Quellen“).
- Braun, Michael:** „Das Glück der nahen Dinge“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30.4.2004. (Zu: „Stille Quellen“).
- Graf, Guido:** „Jenseits des Haut-Ichs“. In: Frankfurter Rundschau, 5.5.2004. (Zu: „Stille Quellen“).

**Bub, Sabine:** „Schatten der Toten“. In: Wiener Zeitung, 31.3.2007. (Zu: „Totentanz“).

**Kleinschmidt, Sebastian:** „Trunkene Nacht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.4.2007. (Zu dem Gedicht: „Havelnacht“).

**Erenz, Benedikt:** „Glasbausteine, Urstromtäler, Ernte 23“. In: Die Zeit, 24.5.2007. (Zu: „Totentanz“).

**Braun, Michael:** „In Rufweite zu Gott“. In: Neue Zürcher Zeitung, 31.7.2007. (Zu: „Totentanz“).

anonym: „Bundesweit einmaliges Online-Übersetzungsprojekt. Der Lyriker Norbert Hummelt übersetzt T.S. Eliots Gedicht ‚The Waste Land‘ im ‚virtuellen Literaturhaus Bremen‘“. In: berlinerliteraturkritik.de, 7.11.2007.

**Lehmkuhl, Tobias:** „Absolut nicht modern“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.11.2007. (Zu: „Totentanz“).

**Greiner, Ulrich:** „Der dritte Ton“. In: Frankfurter Anthologie. Hg. von Marcel Reich-Ranicki. Bd.31. Frankfurt/M. (Insel) 2007. S.231–235. (Zu dem Gedicht „Kreuzreim“).

**Pelster, Theodor:** „Niederheinischer Literaturpreis der Stadt Krefeld 2007: Norbert Hummelt“. In: Die Heimat. 2008. H.79. S.115 f.

**Braun, Michael:** „Vorbemerkung. Zu den Gedichten von Norbert Hummelt“. In: Gegenstrophe. 2009. H.1. S.32 f.

**Hartung, Harald:** „Der Nächste bitte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.3.2010. (Zu: „Wie Gedichte entstehen“).

**Allemann, Urs:** „Fundstücke. Wie haben Sie das gemacht, Herr Rilke“. In: Der Standard, Wien, 20.3.2010. (Zu „Wie Gedichte entstehen“).

**Hachenberg, Katja:** „Ein Rest Geheimnis. Der Lyriker Norbert Hummelt und der Lektor Klaus Siblewski beleuchten die Entstehung von Gedichten“. In: literaturkritik.de, 7.7.2010.

**Wirthensohn, Andreas:** „Catull, Pan und erlesene Topoi“. In: Wiener Zeitung, 24.12.2011. (Zu: „Pans Stunde“).

**Braun, Michael:** „Andere Zeiten, ferne Räume, nahe Seelen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 14.2.2012. (Zu: „Pans Stunde“).

**Törne, Dorothea von:** „Klaus Kultig findet einen Satz‘. Dichter schwelgen in Parodien, von der Romantik bis zum Alltag“. In: Die Welt, 14.4.2012. (U.a. zu: „Pans Stunde“).

**Schiffner, Sabine:** „Zu Norbert Hummelts Gedicht ‚strandschrift‘“. In: die horen. 2012. H.246. S.37–42.

**Bussmann, Rudolf:** „Zu Norbert Hummelts Gedicht ‚syrinx‘ aus dem Gedichtband ‚Pans Stunde‘“. In: TagesWoche, 14.1.2013.

**Hummelt, Norbert:** „Der liebe Karl auf der Krim“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.11.2014. (Zu dem Gedicht: „Feldpostkarte“).

Braun, Michael: „Unterwegs zum Läuterungsberg“. In: Badische Zeitung, 24.12.2016. (Zu: „Fegefeuer“).

Heske, Henning: „Das Webmuster des ungeknüpften Teppichs“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.2.2017. (Zu dem Gedicht: „fegefeuer“).

Huckebrink, Alfons: „Schöner Sog“. In: neues deutschland, 14.6.2017. (Zu: „Fegefeuer“).

**Rüdenauer, Ulrich:** „Die Scheiben des Saturn“. In: Süddeutsche Zeitung, 27.6.2018. (Zu: „Atlas“).

Ammon, Frieder von: „Laudatio zum Hölty-Preis 2018 für Norbert Hummelt“. In: Gegenstrophe. Blätter zur Lyrik. Bd.10. Hannover (Wehrhahn) 2019. S.78–87. (Dankrede Hummelts, S.88–93).

Hartmann, Jonis: „Glühende Straßenbahngleise“. In: fixpoetry.de, 24.5.2020. (Zu: „Sonnengesang“).

Otto, Carsten: „Die Zeit, die abläuft“. In: die tageszeitung, 8.6.2020. (U.a. zu: „Sonnengesang“).

Hayer, Björn: „Was von der Liebe bleibt“. In: Berliner Zeitung, 22./23.8.2020. (Zu: „Sonnengesang“).

Schneider, Wolfgang: „Norbert Hummelt – 1922. Wunderjahr der Worte“. In: SWR2 lesenswert, 27.3.2022.

Braun, Michael: „Schlüsseljahreszeiten“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 1.4.2022. (Zu: „1922“).

Kluy, Alexander: „Orpheus und Ulysses“. In: Der Standard, Wien, 14.5.2022. (Zu: „1922“).

---

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.06.2022

Quellenangabe: Eintrag "Norbert Hummelt" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur  
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000005034>  
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 10.10.2024)